

Immer noch ein Fünkchen Hoffnung

Wir waren jetzt fast am Wohnheim angekommen. Noch fünf Minuten, dann wären wir da. Ich schrieb meinem Sohn eine Nachricht, dass wir gleich eintreffen würden. Die Antwort kam Sekunden später.

»Ich lasse die Schranke öffnen.«

Das hatte nicht er geschrieben. Er hätte geschrieben: »Okay, ich schau mal, ob ich jemanden finde, der die Schranke öffnet.«

Später erfuhr ich, dass die Polizistin, die mich angerufen hatte, sein Handy hatte und auch diesen Text geschrieben hatte. Panik stieg wieder in mir hoch. Der realitätsverweigernde Teil von mir wollte immer noch an ein Missverständnis glauben, denn es konnte einfach nicht wahr sein.

Nicht Sarah.

Nicht mein Kind.

Mein Herz schlug immer schneller, ich redete kein Wort.

Ein Teil von mir wusste bereits die Wahrheit.

Aber die Wahrheit war so weit außerhalb meines Vorstellungsvermögens, dass ich versuchte, alle Gedanken, die in diese Richtung zielten, zu unterdrücken. Unsere Familie war eine starke Einheit, jeder liebte jeden, jeder Freund und jede Freundin wurde mit in den Kreis aufgenommen, sogar ein Ex-Freund von Sarah gehörte nach vielen Jahren immer noch dazu, weil wir ihn alle so gern

hatten und er sich wohlfühlte bei uns. Und auch mein Ex-Ehemann feierte Weihnachten mit uns zusammen – für uns alle war die Familie nahezu heilig. Das konnte einfach nicht passiert sein.

Das würde keiner von uns dem Rest der Familie antun wollen.

Immer und immer wieder hörte ich in mir die Worte:

»Alles ist gut, genau so, wie es ist. Alles ist gut.«

Und mit diesen Worten überkam mich jedes Mal eine tiefe Ruhe und Gelassenheit.

Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll.

Es war fast unheimlich – auf jeden Fall war es surreal.

Dieser Zustand innerer Ruhe hielt jeweils für kurze Zeit an, und dann wurde ich wieder nervös. Je näher wir der Wohnanlage kamen, desto schwerer wurde es für mich, meine Nerven im Zaum zu halten. Ken nahm immer wieder meine Hand und drückte sie wortlos.

Als wir in die Straße einbogen, in der meine Kinder wohnten, schlug mein Herz bis zum Hals, als ich durch die Bäume hindurch einen Rettungswagen erkannte.

Wieso war er immer noch da? Sie mussten doch inzwischen gemerkt haben, dass Sarah gar nicht da war. Wir erreichten den Parkplatz. Ein junger Polizist, vermutlich kaum älter als meine Tochter, erwartete uns und öffnete die Schranke. Ich versuchte, seinen Gesichtsausdruck zu deuten, aber es gelang mir nicht, er sah an uns vorbei.

Wir fuhren über den Parkplatz und parkten das Auto in der ersten Reihe, direkt an den Wohnblocks, wo wir immer parkten, wenn wir hierher kamen. Von hier aus war der Weg zu ihrer Wohnung am kürzesten.

Wir stiegen aus.

Ich ging dem Polizeibeamten entgegen und erwartete, dass er mit uns zu Sarahs Wohnung gehen würde.

Aber er sagte nur sehr entschieden: »Bitte setzen Sie sich wieder ins Auto.«

Mir wurde schwindelig. Das Auto war bereits abgeschlossen. Ken öffnete es wieder für mich, blieb selbst aber hinten am Fahrzeug stehen.

Ich schob die hintere Tür des Vans auf und setzte mich auf die Rückbank, die Beine ließ ich nach draußen baumeln.

Der junge Polizist stellte sich vor mich.

In mir zog sich alles zusammen.

Er schaute mich nur kurz an, dann wandte er sein Gesicht nach rechts und schien an mir vorbei zu reden, den Blick in die Ferne gerichtet. Wie er es vermutlich schon öfter getan und in seiner Ausbildung gelernt hatte, begann er sehr sachlich und rhetorisch geschult, und was er sagte, klang ein bisschen wie aus einem Fernsehkrimi:

»Wie Sie ja bereits wissen, hat uns Ihr Sohn darüber informiert, dass er sich Sorgen um seine Schwester machte, weil er sie gestern in einem instabilen Zustand erlebt hatte und sie heute nicht antreffen konnte. Wir sind mit Streifenwagen und Rettungswagen ausgerückt und haben die Tür geöffnet. Leider hat sich ...«

Ab hier fürchtete ich, den Verstand zu verlieren, mir wurde schwindelig und ich hörte das Blut in meinen Ohren rauschen.

Auf diese Einleitung konnte kein gutes Ende mehr folgen.

Er fuhr fort: »... der Verdacht bestätigt; wir haben Ihre

Tochter tot aufgefunden.«

Dabei rollten Tränen über seine Wangen und tropften auf seine Uniform.

Ich weiß nicht, ob er noch irgendetwas sagte.

Ich rief hysterisch nach Ken, der mich in den Arm nahm und festhielt.

Dann schrie ich.

Es schrie aus mir.

Es schienen keine menschlichen Laute zu sein, die sich ihren Weg aus meiner Kehle bahnten. Das war nicht ich.

Ken hielt mich und weinte bitterlich. Es war mir egal, ob mich Leute hören konnten.

»Warum Sarah, warum? Mein Baby, mein Baby.«

Ken versuchte mich festzuhalten, ich schlug um mich und weinte und schrie.

Ich setzte mich auf die Rückbank und krallte mich an seinen Schultern fest.

Nach einigen Minuten nahm ich einen Kommissar mittleren Alters wahr, der am Auto stand und offensichtlich mit mir reden wollte.

Er kondolierte.

Und er hatte jede Menge Fragen.

Bei welchem Hausarzt Sarah war und bei welcher Krankenkasse. Und weitere unsinnige Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Und auch nicht wollte.

»Wie ist meine Tochter gestorben?«, fragte ich und hatte dabei das Gefühl, mich selbst zu beobachten.

Diese Frage konnte ich doch gerade nicht gestellt haben. Das musste hier alles ein Irrtum sein.

»Wie ist meine Tochter gestorben?«

Erst vor wenigen Stunden hatte ich meiner Kollegin

Kirsten von ihr erzählt, da war für mich ganz klar, dass sie lebte.

Ich hörte mich diese Frage stellen, und gleichzeitig zweifelte ich an meinem Verstand. Diese Wortfolge gehörte bisher nicht zu meinem Wortschatz und es kam mir vor, als würde ich wirres Zeug reden. Der Kommissar antwortete routiniert und schilderte sachlich den Hergang. Bilder tauchten in meinem Kopf auf. Ich schluchzte hemmungslos.

»Wir haben einen Arzt hier, ich kann ihn rufen, damit er Ihnen etwas gibt«, meinte er.

Ich wollte keinen Arzt, ich wollte meine Tochter zurück.

»Ich habe schon eine Notfall-Seelsorgerin bestellt, sie ist auf dem Weg hierher, es dauert aber etwas, bis sie hier sein kann, sie wohnt außerhalb.«

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Ich wollte auch keinen Seelsorger. Was sollte ich mit ihr anfangen? Sie konnte mir mein Kind auch nicht wiedergeben.

»Ich will zu meiner Tochter«, sagte ich. »Jetzt sofort.«

»Das ist momentan nicht möglich und ich rate Ihnen dringend davon ab«, antwortete der Kommissar.

Sie war immer noch da, sie hatten sie – die Polizisten, die Sanitäter.

Sie waren bei MEINEM Kind. Sie kannten sie doch gar nicht. Wo war sie jetzt? Auf einer Bahre? In ihrer Wohnung? Wie sah sie aus? Hatte sie gelitten?

Er zog sich zurück und ich sah ihn mit seinen Kollegen reden und ihnen den Verlauf unseres Gesprächs zusammenfassen.

Jetzt war ich allein. Ich musste meine Kinder infor-

mieren. Mein Sohn wusste es ja bereits vor mir. Aber die beiden älteren Geschwister?

Sie wohnten 80 km entfernt.

Ich konnte sie doch nicht einfach anrufen und ihnen sagen: »Eure Schwester ist tot.«

Das war unmöglich. Ich war überfordert.

Abgespalten von mir selbst, auf der Suche nach irgend etwas ‚Normalem‘, was ich jetzt tun konnte in dieser surrealen Situation, schrieb ich meinen Freunden und informierte sie darüber, was passiert war.

Dort, in Sichtweite das Appartement meiner Tochter, Polizei-, Rettungs- und Leichenwagen vor der Tür, das Wissen, dass sie immer noch dort war, die Polizisten auf dem Parkplatz, Menschen, die im Vorbeigehen versuchten, einen Blick zu erhaschen, der Hausmeister, der die Türe geöffnet hatte und langsam an uns vorbeifuhr, zurück in sein Wochenende ...

Die Antworten meiner Freunde kamen im Minutentakt. Einige waren so mutig, anzurufen. Wir sprachen kurz. Ich rief meine Freundin Judith an, und fragte, ob sie mich abholen könne, wir waren beide nicht in der Lage, Auto zu fahren. Judith hat eine seelsorgerische Ausbildung und war die Frau des Gemeindepfarrers, das war aber nicht der Grund für mich, sie anzurufen. Ich wusste einfach, dass sie mir jetzt eine Stütze sein würde.